

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 81 (1987)
Heft: 11

Artikel: Zwei Schwestern : die Arbeiterfrau Hanni Schilt im Gespräch mit der Theologin Dorothee Sölle
Autor: Schilt, Hanni / Sölle, Dorothee / Marti, Lorenz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143372>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Schwestern

Die Arbeiterfrau Hanni Schilt im Gespräch mit der Theologin Dorothee Sölle

Die Redaktion «Religion» von Radio DRS 3 hat am 3. und 11. Mai 1987 unter der Leitung von Lorenz Marti das nachfolgend dokumentierte Gespräch zwischen Hanni Schilt und Dorothee Sölle gesendet. Die Veröffentlichung erfolgt im Einverständnis mit den beiden Teilnehmerinnen und dem Gesprächsleiter. Die Tonbandnachschrift besorgte Willy Spieler. Red.

Ich komme aus einer Arbeiterfamilie

Lorenz Marti: *«Es wäre Zeit, noch etwas zu wagen.» So hiess eine Porträt-Sendung, die ich vor fünf Jahren mit der damals 64jährigen Hanni Schilt gemacht habe. Hanni Schilt erzählte darin von ihrem Leben als Arbeiterin, als Wasch- und Putzfrau, als Mutter von drei Kindern – unterdessen ist sie Urgrossmutter geworden –, und sie erzählte auch von ihrem Kampf für die Würde des Menschen, ein Kampf, der seine Wurzeln in ihrem christlichen Glauben hat. Bei diesem Gespräch fielen mehrmals zwei Namen, die den Weg von Hanni Schilt wesentlich mitbestimmt haben: Leonhard Ragaz und Dorothee Sölle. Damals bereits entstand die Idee, Hanni Schilt und Dorothee Sölle zu einem Gespräch zusammenzuführen. Es freut mich, dass diese Begegnung jetzt, nach fünf Jahren, möglich geworden ist.*

Zuerst werden diese beiden Frauen sich selber kurz vorstellen, um dann in ein direktes Gespräch miteinander einzutreten. Ich möchte beginnen mit Hanni Schilt und sie bitten, uns zunächst etwas von ihrem Weg zu erzählen.

Hanni Schilt: Zu meiner Entlastung habe ich hierüber etwas aufgeschrieben, weil Schriftdeutsch für mich schon fast eine

Fremdsprache ist:

Ich werde diesen Sommer 70 Jahre alt. Wir haben drei Söhne, acht Grosskinder, und seit einem halben Jahr bin ich Urgrossmutter. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Der Vater war Ofenbauer. 1932, mit 15 Jahren also, kam ich als Dienstmädchen ins Pfarrhaus unseres Dorfes. Ich erinnere mich, wie damals lange Reihen von Arbeitslosen am Pfarrhaus vorbei ins Gemeindehaus zum Stempeln gingen. Meine älteren Brüder waren auch darunter. Auch mein Vater war arbeitslos, aber ohne Unterstützung. Doch ich habe nie bemerkt, dass die Pfarrfamilie oder der Pfarrer in einer Predigt diese unsozialen Zustände erwähnt hätten. «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein», predigte man damals denen, die fast keines hatten.

Im Pfarrhaus staunte ich immer über die Wände voller Bücher, wenn ich den Boden der Studierstube des Pfarrers auf den Knien reinigte. Möglichst schnell verrichtete ich diese Arbeit, damit ich noch etwas Zeit fand, in einem dieser Bücher zu lesen. Wie eine Diebin kam ich mir vor; denn bei uns zuhause sah ich nur eines: die Bibel.

Das politische Bewusstsein meiner Brüder hat damals meine Gesinnung be-

einflusst und geprägt. Sie nahmen mich mit an Versammlungen der Sozialdemokratischen Partei, an die Maifeiern und auch an kulturelle Anlässe vom Arbeiterbildungskreis. Trotz sozialer Not spürte ich in dieser Zeit, was Gemeinschaft, gegenseitige Hilfe und bewusstes politisches Mitdenken bedeuten können. Aber unsere besten Hoffnungen wurden damals schon auf die traurigste Weise enttäuscht: Die Bemühungen um Arbeitsbeschaffung von seiten der Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei blieben erfolglos. Hingegen wurde 1936 die Wehranleihe innert sehr kurzer Zeit um ein Mehrfaches überzeichnet. Arbeitsbeschaffung durch Rüstung, das empörte uns damals schon. Aber wir spürten auch die Ohnmacht diesem Geschehen gegenüber. Und er kam ja auch, dieser unselige Weltkrieg, den ich jungverheiratet mit drei kleinen Kindern und mit Millionen anderen Ungefragten durchzustehen hatte.

Ich suchte nach einer neuen Orientierung. Es war für mich wie eine Befreiung, als ich den Schriften von Professor Leonhard Ragaz begegnete. Sie zeigten mir, dass die Botschaft vom Reich Gottes Gültigkeit hat für diese Welt, für alle Lebens- und Arbeitsbereiche, dass wir aufgerufen sind, Kämpfer, nicht Zuschauer der Geschichte zu sein. Von da an verspürte ich wieder Kraft und Mut, in verschiedenen Gruppen und an den notwendigen Demonstrationen mitzuwirken – bis heute. In dieser Arbeit haben mich auch die Bücher von Dorothee Sölle als Verbündete mitbegleitet.

Ich stamme aus einer gebildeten Bürgerfamilie

Lorenz Marti: Vielen Dank, Hanni Schilt. Ich glaube, es würde sich lohnen, wenn Sie diese Lebensgeschichte einmal etwas ausführlicher, vielleicht als Buch, niederschreiben würden. Frau Sölle, Sie haben schon viele Bücher geschrieben. Viele von uns kennen Sie. Ich möchte Sie trotzdem bitten, uns auch etwas zu erzäh-

len von Ihrem Lebensweg.

Dorothee Sölle: Ich bin ganz beschämt von dem, was Hanni Schilt gesagt hat, weil ich genau aus der andern Klasse komme, der bürgerlichen Klasse, die Menschen wie Hanni Schilt und ihren Brüdern soviel Leid und Unrecht ange-tan hat. Ich stamme aus einer gebildeten Bürgerfamilie. Mein Vater war Rechtsprofessor an der Universität Köln. Ich habe mich dann im Lauf meines Lebens von dieser Klasse sehr weit entfernt und stehe heute in einem tiefen Zwiespalt z. B. zu meinem Bruder und zu meiner Schwester, die Repräsentanten dieser Klasse und auch in ihr verwurzelt sind. Ich habe mich immer weiter weg von dieser Welt bewegt, zwar nicht von den guten Seiten der Bildung, der Unabhängigkeit und der geistigen Freiheit, wohl aber vom Pakt mit den Kräften, die Sie, Hanni Schilt, angesprochen haben, nämlich dem Militarismus und dem Kapital. Diese beiden furchtbaren Mächte, mit denen sich das Bürgertum verbunden hat, sind mir durch den Krieg zerstört worden. Ich habe sehr viele Jahre meines jungen Lebens, zuerst als Schülerin und später als Studentin, damit verbracht, herauszufinden, warum das so gekommen war, wieso die Welt meiner Eltern und ihre Kultur so furchtbare Dinge haben tun können, wieso in Auschwitz SS-Offiziere, wenn sie vom Vergasen nach Hause kamen, sich hinsetzten und auf dem Cello denselben Schubert spielten, der auch bei uns zu Hause gespielt wurde. Das konnte ich überhaupt nicht zusammenbekommen. Darüber habe ich mich sehr, sehr lange Zeit abgearbeitet und bin im Verlauf dieser Auseinandersetzung auf die tiefste Gegenkraft gegen diese Zerstörung gekommen. Das war der christliche Glaube, den ich in einem radikaleren Sinn begriff als in der oberflächlich-bürgerlichen Weise meiner Herkunft, wo man eigentlich vom Christentum nur sehr sparsamen Gebrauch machte.

Je mehr ich mich von meiner Klasse entfernte, um so viel näher kam ich den

Menschen, die am meisten benachteiligt waren. Und da gibt es noch ein anderes Ereignis in meinem Leben, das mich noch eindeutiger in die Richtung des Sozialismus und des Christentums gedrängt hat. Da waren noch andere Arme, weit weg von Europa, Reisbauern und Reisbäuerinnen in Vietnam. Der Vietnamkrieg hat mir ungeheuer die Augen geöffnet und auch mein Leben verändert. Ich bin noch heute tief dankbar für das, was das vietnamesische Volk für uns alle in der ganzen Welt getan hat, indem es die scheinbar unbesiegbare Macht von Bomben, Napalm und Kapital besiegt hat. Das sind historische Erfahrungen, die man nie vergessen kann und die mir sehr viel geholfen haben, mich verwurzelt haben in einem andern Christentum.

Ich kam damals auch oft mit Arbeitern zusammen, die in der Bewegung gegen den Vietnamkrieg waren. Ich weiss, dass ich mich immer ein bisschen geniert habe, wenn mich da einer gefragt hat: «Was machst du eigentlich so beruflich?» und ich dann sagen musste: «Ach ja, weisst du, ich arbeite in der Kirche als Theologin, aber . . .» Mir war, als müsste ich da immer noch ein kleines «aber» dranhängen. Heute, 20 Jahre später, ist das etwas einfacher. Ich sage das nun eigentlich etwas getroster, dass ich als Theologin arbeite.

Ich fand in Ihren Büchern,

Dorothee Sölle, eine Schwester

Lorenz Marti: Dorothee Sölle und Hanni Schilt, bei allen Unterschieden in Ihren Biographien gibt es doch sehr viele Verwandtschaften zwischen Ihnen. Und ich möchte noch etwas näher auf diese Verwandtschaften eingehen. Frau Schilt, Sie haben gesagt, dass die Bücher von Dorothee Sölle für Sie wichtige Gefährten waren. Könnten Sie uns sagen, was Sie da angesprochen hat?

Hanni Schilt: Ich fand in Ihren Büchern, Dorothee Sölle, eine Schwester, die nachvollziehen kann, was ich in meinen Lebenssituationen erfahren habe. Immer

wenn ich an Diskussionen teilnahm, habe ich zuvor in diesen Büchern gelesen. Das gab mir soviel Sicherheit, vor allem aber das Bewusstsein, dass ich für die in ihrer Würde verletzten Menschen kämpfen muss. Sie sagen, dass wir auch am eigenen Leib spüren sollten, was andere leiden. Das geht nicht so leicht. Ich habe stundenlang diesen Prozess in mir entstehen lassen. Wie sehr dieses Leiden dann doch wieder Kraft gibt, das können Sie in Ihren Büchern mitteilen.

Hanni Schilt, Sie sind eine Lehrerin

Lorenz Marti: Hanni Schilt hat erzählt, was sie von Ihnen gelernt hat, Frau Sölle. Man spürt aus Ihren Büchern, dass Sie auch sehr viel von den Begegnungen mit den sog. einfachen Leuten gelernt haben.

Dorothee Sölle: Eben hat Hanni Schilt vom Hunger gesprochen, der in ihr gewesen ist, als sie beim Schrubben des Fussbodens des Herrn Pfarrer sich ein bisschen Zeit gestohlen hat, um zu lesen. Dass Menschen wirklich einen geistigen Hunger haben, ist etwas, das ich immer wieder bei Arbeiterinnen und Arbeitern, auch bei Arbeitslosen gefunden habe und das mich ganz tief bewegt. Ich finde es ganz richtig, was Sie sagen: Es hat etwas mit der menschlichen Würde zu tun. Bei den furchtbaren Niederlagen der Friedensbewegung habe ich am meisten von Arbeiterinnen und Arbeitern gelernt, weil diese viel besser im Aushalten von Niederlagen sind, einen viel längeren Atem haben und von vornherein gar nicht so leichtsinnig auf Sieg setzen wie viele von den Bürgerlichen. Gerade wenn ich resigniert oder traurig bin oder mich ohnmächtig fühle, tut es gut, etwas von Arbeitern zu hören, z. B. aus der Dritten Welt, die in ausweglosen Situationen weitermachen, weiterkämpfen, auch dann, wenn kein Erfolg abzusehen ist. Auch das hängt mit der menschlichen Würde zusammen, dass man etwas tut, weil man es tun muss, weil man sich sonst nicht mehr ins Gesicht gucken kann.

In der Theologie der Befreiung gibt es

einen Grundsatz, der heisst: Die Armen sind die Lehrer. Dasselbe möchte ich jetzt auch von Ihnen, Hanni Schilt, sagen: Sie sind eine Lehrerin.

Die Achtung vor der Schöpfung müsste wiedergefunden werden

Hanni Schilt: Ich bin so froh, dass Sie mir in Ihrem letzten Buch «Lieben und Arbeiten» diesen Herrschergott so deutlich entthront haben. Das gibt uns den Mut, uns als Mitschöpfer zu verstehen. Das verpflichtet uns auch, an der Schöpfung teilzuhaben. Man kann sie nur loben, wenn man eben an ihr teilnimmt. Es müsste die Achtung vor der Schöpfung wiedergefunden werden. Da müssten wir ansetzen.

Dorothee Sölle: Wir müssen die Schöpfung wiederentdecken oder auch lernen, sie zu lieben. Ich habe manchmal den Eindruck, im Protestantismus komme ein bisschen zu kurz, dass wir Gott lieben können. Es wird oft davon geredet, dass Gott uns liebt: von oben nach unten. Unsere Liebe zu Gott drückt sich ja vor allem aus in einer tieferen Liebe zu allem, was lebt, was geschaffen ist, was schön ist. Damit hängt zusammen, dass wir unsere Arbeit lieben. Mein Buch wollte auf diesen Zusammenhang hinweisen. Vor zwei Tagen hat sich eine junge Frau hier in der Schweiz für dieses Buch bedankt und mir gesagt, es habe ihr geholfen, wieder zu arbeiten und in dieser Arbeit sich einzuwurzeln. Das fand ich das beste Lob, das ich seit langem gekriegt habe, weil das mehr wert ist als eine literarische Kritik. Es sagt mir, dass dieses Buch einen Menschen ändern kann in der Art und Weise, wie er seine eigene Arbeit anschaut, den Stolz auf sie wiederfindet oder eben versucht, die Arbeit zu verändern, damit eine echte Beziehung zu ihr möglich wird.

Das Menschsein kann man nicht verschieben auf die Zeit nach fünf

Hanni Schilt: Ich ging selbst einige Jahre in die Fabrik. Damals musste ich feststel-

len, dass meine Mitarbeiterinnen nicht gern mit mir an einen Arbeiterbildungsabend kamen. Sie waren viel eher an einer Veranstaltung anzutreffen, wo irgendein Conférencier etwas zum Kaufen anbot. Ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass es fast unmöglich ist, in der Freizeit zu denken und nach diesen Werten zu suchen, dann aber doch wieder an eine Arbeit zu gehen, wo Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen nur als mechanische Rädchen gebraucht werden. Wie ändern wir das bei dieser grossen Masse, die von der Arbeit in diesen grossen Fabriken abhängig ist? Wie bringen wir das fertig, dass wir in der Freizeit anfangen zu denken und gleichwohl eine solche Arbeit leisten?

Dorothee Sölle: Das Menschsein kann man nicht verschieben auf die Zeit nach fünf. Man kann nicht unter unmenschlichen Bedingungen als Maschinenteilchen arbeiten und annehmen, man käme nach Hause und wäre dann Mensch. Das ist ein Grundirrtum, meine ich: die Freiheit verlegt in die Freizeit. Wir müssen darüber nachdenken, was die Arbeit eigentlich mit dem Arbeitenden tut, was sie ihm antut, ob sie seinen Geist erweitert oder kleiner macht. Arbeit hat oft zur Folge, dass sie die Menschen kleiner macht, als sie sind. Es ist dann, wie wenn man in eine Schachtel gesteckt wird, die vorn und hinten zu klein ist. Die Menschen sind gar nicht so dumm, wie ihre Arbeit sie erwartet, so phantasielos, so geistlos, so organisationsunfähig.

Hanni Schilt: Es liegt nur brach.

Dorothee Sölle: Ja, es liegt brach, aber indem es jahrzehntelang brach liegt, wird es zerstört.

Ich bin froh, habe ich die Kirche nie aufgegeben

Hanni Schilt: Aber ich glaube, dass wir einfach nicht solange warten können, bis diese Arbeitsbereiche humanisiert werden, sondern dass da vorher gerade in der Freizeit etwas geschehen muss. Ob nicht diese furchtbare Rüstung und diese Che-

miekatastrophen die Menschen zum Erwachen bringen? Ich denke auch an unser kleines Land mit seiner Demokratie. Da hätte man doch eigentlich das «Recht, ein anderer zu sein».

Oder nehmen wir die Kirche: Ich kam nie von meiner Kirche los, obwohl ich oft gedacht habe, was erwarte ich da eigentlich noch. Aber da konnte ich doch noch in meinem Alter in der Schweizerischen Evangelischen Synode mitmachen. Es sind jetzt schon vier Jahre, dass ich dabei bin. Und ich habe erfahren, wie man wirklich seine Ängste um diese zerstörerischen Kräfte ausdrücken und die Schreie der Dritten Welt hören durfte. All dies ist da gesammelt worden und hat Heimat bekommen in der Kirche. Es ist meine grosse Hoffnung, dass in der Kirche, in der Ökumene, diese Gefahren sichtbar werden und wir einander Mut machen, damit wir wieder zu unserem ursprünglichen Schöpfer zurückfinden. Ich bin froh, habe ich die Kirche nie aufgegeben.

Dorothee Sölle: Ich auch nicht. Ich glaube auch, dass es etwas besser geworden ist mit der Kirche.

Hanni Schilt: Der Kampf ist immer noch da.

Die Frauen haben es mit dem Herzen schon längst begriffen

Dorothee Sölle: Die Kämpfe haben sich verschärft. Es gibt immer mehr Bewegungen an der Basis: für Gerechtigkeit in den Handelsbeziehungen mit der Dritten Welt oder in der Friedensfrage. Diese Bewegungen laufen sehr oft über die Kirche, nicht gerade zur Freude der in der Kirche Herrschenden; aber diese Konflikte brauchen wir, sie sind ein Zeichen von Leben. Sie werden noch stärker werden. Sie werden sich auch noch deutlicher gegen diese Staatsordnung wenden. Führend in diesem Kampf sind – jedenfalls bei uns in Westdeutschland – die Frauen, und zwar diese evangelischen Frauen, von denen ich vor 15 Jahren noch angenommen hätte, sie strickten

hauptsächlich Socken. Jetzt haben sie sich anhand bestimmter realer Probleme organisiert. Sie haben Phantasie entwickelt, Aktionen durchgeführt, selbst zivilen Ungehorsam geleistet.

Die Frauen heute haben es mit dem Herzen vollkommen begriffen, dass man arme Leute nicht mit Bomben und Giftgas füttern kann. Dass dieser Zustand, in dem wir leben, dass dieses himmelschreiende Unrecht, das immer weitergeht, ein entsetzliches Verbrechen ist, das wissen die Frauen im Herzen. Jetzt ist aber ihr Kopf so entsetzlich gehirngewaschen, u. a. durch dieses Fernsehen, dass sie ihrem eigenen Herzen gar nicht mehr trauen und gar nicht glauben, dass das die Wahrheit ist, was sie empfinden. Genau an dieser Stelle haben dann Leute, die versuchen, in diesen Bewegungen zu arbeiten, eine gewisse Rolle zu spielen. Ich beschreibe jetzt, was ich selber mache: Ich versuche, den Menschen, die das mit dem Herzen schon längst begriffen haben, ein paar Argumente nachzuschieben, damit die Gewissheit der Wahrheit grösser wird. Das brauchen wir nämlich, dass wir wie die Leute in der Dritten Welt wirklich wissen: «Die Wahrheit macht uns frei.» – «Truth will make us free.» Das ist nicht irgendein Lied, das man nur so singt. Das steht in der Bibel. Man muss sie spüren in sich selber, diese Kraft der Wahrheit gegen die versammelte und laut gesprochene Lüge.

Lorenz Marti: *Ich möchte Hanni Schilt und Dorothee Sölle ganz herzlich danken für dieses Gespräch. Ich muss fürs Radio irgendeinen Titel dazu ersinnen. Ich würde als Überschrift gerne wählen: «Zwei Schwestern».*